

Ein bitterer Nachgeschmack

Wie Kaffee den Erfolg und Misserfolg Vietnams verkörpert

Thuy-An Nguyen

Es war einmal eine kleine Kaffeebohne, die von den Gipfeln Afrikas aus eine große Reise antrat. In Vietnam angekommen, siedelte sie sich in den hoch gelegenen Ebenen am liebsten an, von wo aus sie viele Menschen aus dem Tiefland anlockte, die sich des bitteren Geschmacks, der der Bohne anhaftete, sehr erfreuten ...

Beinahe wie ein Märchen klingt die Geschichte des Kaffees in Vietnam, betrachtet man grob den Erfolgsweg: Von französischen Kolonialherrschern Anfang des 19. Jahrhunderts importiert, spielte der Kaffeeanbau zunächst keine große Rolle für das Land. Während vor der ökonomischen Reform Doi Moi die Kaffeeexporte bei 4.000 bis 9.000 Tonnen lagen, stiegen sie danach exponentiell an: 1985 exportierte Vietnam mit 20.000 Tonnen Kaffee bereits mehr als doppelt so viel wie zuvor. Zehn Jahre später verzehnfachte sich diese Summe auf 220.000 Tonnen, bis sie den bisherigen Höchststand im Jahr 2001 mit 850.000 Tonnen erreichte. So hat sich das Land zum zweitgrößten Kaffee-Exporteur nach Brasilien gemausert. Dadurch dass Vietnam, ähnlich seinem »großen Nachbarn« China, seine Wirtschaftspolitik liberalisierte, erlebte es einen rasanten wirtschaftlichen Aufschwung, mit bis zu beachtlichen 8,5 Prozent im Jahr 2007. Der Export von Kaffee steuerte einen erheblichen Teil dazu bei.

So weit, so schön

Weltbank, Internationaler Währungsfonds und die Internationale Gemeinschaft waren stolz darauf, wie vorbildlich die junge, wiedervereinte Nation ihre Hausaufgaben gemacht hatte, um den Nord-Süd-Konflikt zu überwinden und investierten umso mehr in das Land. So weit so schön.

Für den Anbau der Kaffeekirschen rekrutierte die vietnamesische Regierung rund eine Million Menschen aus dem urbanen Tiefland ins zentrale Hochland. Damit hat diese Region die höchste Zahl von Migranten inne, die aus Städten in Bergregionen eingewandert sind. Für Zuwanderer wie Nguyen Van Quyen war das die große Chance. Als er 2004 nach Dak Lak gezogen ist, war er 24 Jahre alt, verheiratet und frisch gebackener Vater. In seinem Heimatort, sagt er, hätte er nicht genügend verdienen können, um seine junge

Familie zu ernähren. Doch des einen Freud ist des anderen Leid: Der Kaffeeboom löste gleichzeitig unglückselige soziale Unruhen aus. Denn das zentrale Hochland war bis zu den Massenumsiedlungen vorwiegend die Heimat der Montagnards, der Bergvölker. Betrug Anfang des 19. Jahrhunderts der Bevölkerungsanteil der Montagnards im zentralen Hochland rund 95 Prozent, waren es 1999 nur noch 30 Prozent.

Historisch und kulturell bedingt haben die Montagnards ein Anrecht auf diese Region. Neben den Franzosen hat der letzte Kaiser von Vietnam, Bao Dai, ihnen Garantie über ihre Landrechte erteilt. Doch von Kriegserinnerungen getrübt und fern von der Idee, den Montagnards eine Unabhängigkeitsdeklaration zu erteilen, stand für die Viet-dominierte Regierung nach der Wiedervereinigung fest, dass sie zum Wohle der Allgemeinheit, also der Mehrheitsbevölkerung Viet, handeln müsste. So sollte die große Einwanderungswelle in die dünn besiedelten Bergregionen sowie die Ausweitung des Kaffeeanbaus den Viet Wohlstand bringen.

Zum Nachteil der Bergvölker: Entweder wurden sie in unfruchtbarere Gegenden vertrieben, oder die, die von der Subsistenzwirtschaft zum gewerblichen Anbau mit Kaffee gewechselt haben, haben durch ungenügende Kenntnisse viel schlechtere Ernten erzielt als die Viet. Es folgt eine Ausweitung der sozialen Kluft. Zwar konnte die Regierung die Armutsrate in der Mehrheitsbevölkerung senken, doch unter den Minderheiten vergrößerte sie sich. Die scheinbar größten Protestwellen seit der Vereinigung überrollten Vietnam dann in den Jahren 2001 und 2004, als die Montagnards die Anerkennung ihrer Landrechte einforderten – brutal und mit Massenverhaftungen wurden diese niedergeschlagen. Internationale Menschenrechtsorganisationen fordern, dass die Rechte der Indigenen respektiert und diese in den Verhandlungen über die Landverteilung miteinbezogen werden. Doch eine Verbesserung ist nicht in Sicht: Denn dass die Hausaufgaben in Wirtschaftspolitik ordentlich gemacht wurden, impliziert nicht, dass sich auch das kulturelle Gedankengut mit verändert.



Die Autorin studiert Medien- und Kulturwissenschaften und war Praktikantin bei der **südostasien**.